

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Orhan Pamuk

Die rothaarige Frau

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1 Eigentlich wollte ich Schriftsteller werden, aber nach den Ereignissen, die hier zu schildern sind, wurde ich Geotechniker und Bauunternehmer. Der Leser sollte aber jetzt, da ich zu erzählen beginne, nicht denken, es sei alles längst überwunden. Je mehr ich mich zurückerinnere, umso mehr gerate ich in das Erlebte wieder hinein. So ist mir denn, als würden auch Sie allmählich damit vertraut gemacht, was es bedeutet, Vater zu sein, und was es bedeutet, Sohn zu sein.

1985 lebten wir in einer Wohnung in Beşiktaş, in der Nähe des Ihlamur-Pavillons. Mein Vater, ein hochgewachsener, schlanker, gutaussehender Mann, betrieb eine kleine Apotheke, die einmal in der Woche Notdienst hatte und dann auch die ganze Nacht über geöffnet war. An jenen Tagen brachte ich meinem Vater das Abendessen, das er neben der Kasse zu sich nahm, während ich begierig den Apothekengeruch in mich einsog. Noch heute, mit fünfundvierzig, also knapp dreißig Jahre später, liebe ich den Duft alter Apotheken mit ihren Holzschränken.

Es kamen nicht viele Kunden. Wenn mein Vater Notdienst hatte, vertrieb er sich die Zeit mit einem tragbaren Fernseh-

gerät, wie sie damals in Mode waren. Manchmal kamen Freunde ihn besuchen, Gesinnungsgenossen, mit denen er sich flüsternd unterhielt. Sobald sie mich sahen, unterbrachen sie ihre Unterhaltung, erwähnten lobend, ich sei ja genauso gutaussehend und nett wie mein Vater, und stellten mir Fragen: In welche Klasse ich denn gehe, ob es mir in der Schule gefalle und was ich mal werden wolle.

Da es meinem Vater dann sichtlich unrecht war, wenn ich dabeistand, packte ich bald den leeren Henkelmann und ging im fahlen Laternenlicht unter den Platanen nach Hause. Von Vaters Genossen erzählte ich daheim lieber nichts, denn meine Mutter hätte sich gleich gesorgt, mein Vater könne wieder in die Bredouille geraten oder sich aus dem Staub machen, wie das schon mehrmals geschehen war.

Der ständig schwelende Streit zwischen meinen Eltern hatte nicht nur mit Politik zu tun. Manchmal waren sie lang aufeinander böse und schwiegen sich an. Vielleicht liebten sie sich einfach nicht. Ich spürte, dass mein Vater anderen Frauen zugetan war, und so manche Frau auch ihm. Auf solche Frauen spielte meine Mutter in einer Art an, die auch ich verstand, doch verdrängte ich das alles nach Kräften, denn unter dem Streit meiner Eltern litt ich.

Zum letzten Mal sah ich meinen Vater an einem solchen Tag, an dem ich ihm das Essen brachte. Ich ging damals in die zehnte Klasse; es war ein ganz normaler Herbstabend. Mein Vater sah sich gerade die Nachrichten an. Während er an der Verkaufstheke aß, bediente ich zwei Kunden, einen mit Aspirin, den anderen mit Vitamin C und einem Antibiotikum, und ich steckte das Geld in die alte Registrierkasse, die beim Aufspringen immer so schön klingelte. Als ich nach Hause ging,

drehte ich mich noch kurz zu meinem Vater um, und er winkte mir von der Tür aus nach.

Am folgenden Morgen kam er nicht heim, das erfuhr ich am Mittag von meiner Mutter, die verweinte Augen hatte. Ich dachte mir, er sei wieder zur politischen Polizei geschafft und dort mit Bastonade und Stromstößen gefoltert worden.

Sieben, acht Jahre zuvor war er einmal verschwunden und erst nach etwa zwei Jahren wiederaufgetaucht. Damals hatte meine Mutter sich allerdings nicht so verhalten, als würde ihr Mann in Polizeigewahrsam gefoltert. Sie war wütend auf ihn. »Er muss ja wissen, was er tut!«, rief sie aus.

Als mein Vater dagegen nach dem Militärputsch eines Nachts von Soldaten aus der Apotheke geholt worden war, hatte meine Mutter ihn tieftraurig als einen Helden bezeichnet, auf den ich stolz sein sollte, und zusammen mit dem Gehilfen Macit hatte sie die Apotheke alleine geführt. Manchmal legte ich damals Macits weiße Schürze an, doch später sollte ich natürlich nicht Apothekergehilfe werden, sondern Wissenschaftler, wie mein Vater sich das wünschte.

Nach diesem letzten Verschwinden meines Vaters kümmerte meine Mutter sich keineswegs um die Apotheke. Sie erwähnte weder Macit noch sonst einen Gehilfen, ja nicht einmal, was aus der Apotheke überhaupt werden sollte. Das brachte mich auf den Gedanken, dass mein Vater diesmal aus einem anderen Grund verschwunden war. Aber was heißt schon Gedanke?

Bereits damals war mir aufgefallen, dass die Gedanken uns mal über Worte kommen, mal über Bilder. Manchmal konnte ich einen Gedanken mit Worten nicht einmal ausdrücken. Ein Bild davon, etwa wie ich bei einem Wolkenbruch rannte und

was ich dabei empfand, war dagegen sogleich zur Stelle. Ein andermal konnte ich etwas in Worten formulieren, brachte aber kein Bild davon zustande: von »schwarzem Licht« etwa, vom Tod meiner Mutter oder von der Unendlichkeit.

Ich war eben noch ein halbes Kind. Manchmal gelang es mir, bestimmte Themen zu verdrängen, und dann wieder ging mir ein Bild oder ein Wort, an das ich nicht denken wollte, partout nicht mehr aus dem Kopf.

Mein Vater meldete sich nie wieder bei uns. Bisweilen konnte ich mir nicht einmal mehr sein Gesicht vorstellen. Ich fühlte mich dann, als wäre der Strom ausgefallen und alles vor meinen Augen verschwunden.

Auf dem Weg zum Ihlamur-Pavillon kam ich eines Abends an unserer Apotheke vorbei und sah ein großes schwarzes Vorhängeschloss daran, als sollte sie nie wieder geöffnet werden. Vom Garten des Pavillons wehten Nebelschwaden herüber.

Bald darauf teilte meine Mutter mir mit, dass weder von meinem Vater noch von der Apotheke Geld zu erwarten und unsere finanzielle Lage daher desolat sei. Ich selbst gab nur für Kino, Döner und Comics etwas aus, und zu meiner Schule in Kabataş konnte ich zu Fuß gehen. Ich hatte Kameraden, die alte Comics weiterverkauften oder sie gegen Geld verliehen, doch hatte ich keine Lust, mir am Wochenende vor Kinos oder in Seitenstraßen die Beine in den Bauch zu stehen.

So begann ich im Sommer 1985 in einer Buchhandlung namens Deniz in Beşiktaş als Verkäufer zu arbeiten. Ein wichtiger Teil meiner Aufgabe bestand darin, Schüler abzuschrecken, die bei uns klauen wollten. Hin und wieder fuhr ich mit dem Inhaber Deniz zum Bücherholen nach Çağaloğlu. Es gefiel Deniz, dass ich mir Autoren- und Verlagsnamen so gut merken

konnte, und er ließ mich Bücher zum Lesen mit nach Hause nehmen. So las ich in dem Sommer alles Mögliche: Kinderbücher, Jules Vernes *Reise zum Mittelpunkt der Erde*, ausgewählte Erzählungen von Edgar Allen Poe, Gedichtbände, historische Romane über osmanische Kriegshelden und schließlich ein Buch über Träume, in dem etwas stand, das mein Leben verändern sollte.

In die Buchhandlung kamen auch mit dem Inhaber befreundete Schriftsteller. Wenn der Chef mich vorstellte, sagte er immer, ich wolle ebenfalls Schriftsteller werden, denn diesen Traum hatte ich mal ausgeplaudert, und je öfter ich den Satz nun von ihm hörte, umso mehr glaubte ich selbst daran.